

Herausgefordert zum Glauben und Bekennen

Vortrag von Pfarrer Stefan Süß

auf der 7. Kirchensynode der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche
(SELK)

– 2. bis 7. Juli 1991 in Wiesbaden –

Sehr geehrter Herr Bischof!
Hochwürdige Synode!
Liebe Schwestern und Brüder!

Die 35. Generalsynode der ELAK hatte sich das Synodalthema gegeben: „Identität und Progressivität der lutherischen Kirche“. Das Thema war das Ergebnis eines längeren Arbeitsprozesses der letzten Jahre zu dem Thema „Weg und Auftrag unserer Kirche“. Besonders die jüngeren Brüder der altlutherischen Kirche sahen sich mit existentieller Notwendigkeit vor diese Frage gestellt. Angesichts der Herausforderungen der Gegenwart, kleiner werdender Gemeinden und den neuen Trennungen innerhalb des freikirchlichen Luthertums, sollte neu eine Standortbestimmung erfolgen und ein Nachdenken über den Auftrag unserer Kirche.

Die Generalsynode hatte dann im Ergebnis ihres Nachdenkens gebeten, daß dieses Thema auch in der größer werdenden SELK Fortsetzung finden sollte. Ich bin Ihnen deshalb sehr dankbar, daß Sie diese Bitte mit Ihrem Synodalthema aufgegriffen haben.

Als ich gebeten wurde, vor der Kirchensynode zu sprechen, habe ich das mit dem Hinweis angenommen, Ihnen unsere Überlegungen zum Thema vorzutragen. Mein Nachdenken fußt auf den letzten Jahren und stellt auch heute nichts Abgeschlossenes dar. Verstehen Sie meinen Vortrag als Gedanken auf dem Weg.

Vorüberlegung zum Thema

„Herausgefordert zum Glauben und Bekennen“ – das scheint eine Verkürzung unseres traditionellen Themas zu sein. Die Tradition lutherischer Freikirchen sprach immer von einer Dreiheit: Glauben, Lehren und Bekennen. Ist das geänderte Thema eine Weichenstellung?

Man könnte das behaupten und eine Abschwächung der Lehrposition herauslesen. Ich gebe zu, meinem Nachdenken entspricht dieses Thema in seiner vorliegenden Gestalt mehr. Es hebt erstens stärker ab auf die existentielle Betroffenheit. Glauben und Bekennen kann die Kirche nur, was sie zuvor erlitten hat. Lehre dagegen ver selbständigt sich rasch zur lebensfernen Theorie, obwohl ja verantwortliche Lehre im Grunde nur eine Spezialform des bekennenden Glaubens darstellt. Zweitens benennt das Thema die Bereiche, in denen wir als einzelne und als Kirche die größeren Defizite aufzuweisen haben, wie ich meine. Ich frage deshalb weiter in drei Richtungen:

1. Herausgefordert – wodurch?
Die Frage nach der Motivation

2. Herausgefordert – woher?
Die Frage nach unserem Erbe
3. Herausgefordert – wohin?
Die Frage nach der Praxis

Zu 1. Herausgefordert – wodurch? Die Frage nach der Motivation

Die Herausforderungen der Zeit gehen an unseren Gemeinden nicht vorüber. Sie erreichen uns in unseren relativ behüteten Verhältnissen immer etwas später als in den großen Territorialkirchen. Uns im Osten erreichen sie noch einmal verzögert. Die Herausforderung, die uns von außen erreicht, stellt sich mir in vier Bereichen dar:

- a) Säkularisierung unseres Umfeldes
- b) Minorisierung unserer Gemeinden
- c) Liberalisierung unseres kirchlichen Umfeldes
- d) Umbruch in Deutschland

- Natürlich stellt die zunehmende Säkularisierung eine gewaltige Herausforderung dar. Bis in unsere Kerngemeinden hinein reicht der Verlust an biblisch-theologischer Substanz. Die Hausfrömmigkeit stirbt. Das Erbe der Kirche wird nicht mehr fraglos übernommen. Viele unserer Gemeindeglieder sind nicht mehr aussagefähig über ihren Glauben, geschweige denn über ihre besondere konfessionelle Zugehörigkeit.

Immer stärker stellt sich damit die Frage, ob das Verhältnis von theologischem Überbau und der das noch nachvollziehenden Gemeinde stimmt. Leben Pfarrer mit einer Fiktion, einem Wunschtraum? Arbeiten wir tatsächlich situationsgerecht?

Wir sind herausgefordert, der Wirklichkeit, wie sie ist, zu begegnen. Das setzt voraus, sie zu kennen und kennen zu wollen.

- Natürlich stellt die zunehmende Minorisierung unserer Kirche eine gewaltige Herausforderung dar. Für uns in der ELAK bedeutete das, daß wir ohne die jetzt mögliche Fusion unserer Kirchen an der Grenze standen, die Aufgaben als Kirche noch wahrnehmen zu können. Fehlender theologischer Nachwuchs führte zu einer immer größeren Belastung des einzelnen Amtsträgers und zum Rückgang übergemeindlicher Arbeit. Die Mehrbelastung war nicht mehr zu verkraften. Ich denke, es gibt so etwas wie einen kritischen Punkt für eine Kirche als Ganze, wo sie zwar weiterhin Gemeindeglieder leisten kann, aber aufhört, als Gesamtkirche zu agieren.

Die Verkleinerung unserer Gemeinden greift an die Glaubenssubstanz der engagierten Christen unter uns. Der Glaube wird rückwärtsorientiert. Die Vergangenheit wird verklärt. Die Hoffnung für die Zukunft schwindet. Aus Kleinheit wird Kleinkariertheit und Zurückgezogenheit. Kirche in der Defensive. Man denkt nicht mehr selbstbewußt an das, was wir einzubringen haben in die Kirche Jesu Christi, sondern errechnet sorgenvoll, wie lange es uns wohl noch geben wird.

Wir sind herausgefordert, ein neues Selbstbewußtsein in unseren Gemeinden zu prägen. Dazu gehören Identifikationsmöglichkeiten mit unserer Kirche und deutli

che Profilierung unseres Propriums. Der Schrumpfungsprozeß ist nicht zu beklagen, ihm ist zu begegnen.

- Natürlich stellt die zunehmende Liberalisierung der großen evangelischen Kirchen eine Herausforderung an uns dar. Je mehr das eine Evangelium aufgelöst wird, je mehr Glaubenssubstanz verloren geht, desto mehr sind wir gefragt, das Verlorene zu bekennen. Vielleicht stellvertretend für eine anders orientierte Christenheit.

Das bedeutet, daß wir uns zunehmend darauf einstellen müssen, einsamer Rufer in der Wüste zu sein. Aber Kleinheit bedeutet nicht notwendig Kleinkariertheit. Wir sind herausgefordert, dem biblischen Evangelium Raum und Gestalt zu geben.

- Natürlich stellt auch der Umbruch in Deutschland, das Zusammenwachsen der beiden getrennten Teile unseres Vaterlandes, eine große Herausforderung dar. Das gilt für den kirchlichen Bereich nicht weniger als für den politischen. Die Diskussionen und Anträge um den Beitritt der ELAK zur SELK haben das im Vorfeld der Synode bereits gezeigt. Wir müssen auf jeder Seite in dem neuen Vaterland neu unseren Platz finden. Das ist für beide Seiten schwer und geht sicher nicht ohne Irritationen auf beiden Seiten ab.

Ängste sind vorhanden, die Berücksichtigung finden müssen. Ängste nicht nur aus politischem Hintergrund. Ängste auch in der Kirche, daß mit dem Kommen der ostdeutschen Altlutheraner sich die Gewichtung innerhalb der SELK verschieben könnte zu einer Dominanz der altlutherischen Kirche. Neu könnten so überwundene Diskrepanzen unseres Erbes aufbrechen.

Wir sind herausgefordert, die Einheit unserer Kirche nicht nur mit Synodalbeschlüssen herzustellen, sondern ganz praktisch Gestalt gewinnen zu lassen. Gute Erfahrungen dafür gibt es genug in den Gemeindekontakten, die es überall seit Öffnung der Mauer gibt.

Aber „Herausgefordert zum Glauben und Bekennen“ – dafür sind mir die äußeren Gründe nicht ausreichend. Sie geben nur den Rahmen, den Kontext zum Handeln. Die Not kann uns nötigen. Aber es geht um mehr. Was wir zuerst brauchen, ist eine Herausforderung von innen. Die ergibt sich meines Erachtens immer da, wo das biblische Evangelium lebendig erfahren wird. Dies ergibt sich aus dem persönlich „erlittenen Evangelium“. Wer die Befreiung der biblischen Botschaft an sich selbst erfahren hat, der kann nicht mehr schweigen. Wo der Glaube zur existentiellen Betroffenheit geworden ist, da tritt er automatisch aus dem Winkel in die Öffentlichkeit. Der erlebte Glaube wird zum gelebten Bekenntnis.

Als Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat stehen, antworten sie auf das erlassene Verbot, von Jesus zu reden: „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gehört und gesehen haben.“ (Apg. 4,20). Der Apostel Paulus schrieb den Korinthern über die Motivation seiner Arbeit: „Daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es tun.“ (1. Kor. 9,16).

Unsere Frage muß heißen: Wie entsteht in unseren Reihen diese innere Nötigung? Wie entsteht unter uns ein Glaube, der nicht mehr schweigen kann? Wie

entsteht eine Herausforderung nicht zuerst aus der Not, sondern aus Liebe zu dieser Welt und ihren Menschen?

Dies betrachte ich als die Herausforderung an unsere Kirche, gewissermaßen als den ersten Schritt, als die Grundrichtung aller weiteren Arbeit. Selbst herausgefordert zu sein vom befreienden Evangelium, ermöglicht das Glauben und das Bekennen. Nur mit solchen Gemeindegliedern und Pastoren werden wir dem Anspruch auch gerecht, den wir uns mit unserer Sonderexistenz gestellt haben.

Ich weiß auch, daß genau das nicht in unserer Verfügungsgewalt als Kirche liegt. Wir können keinem die Erfahrung des Evangeliums beibringen. Das ist und bleibt immer ein originärer Akt des Heiligen Geistes. Das ist auch gut so. Das aber heißt ja nicht, daß wir deshalb bloß passiv in Erwartung eines göttlichen Wunders das Eingreifen des Heiligen Geistes abwarten müssten. Unsere Passivität würde nur offenbaren, daß das Evangelium an uns seine Kraft verloren hätte, daß der erwartete Glaube bei uns selbst abwesend wäre. Denn Apathie statt Initiative ist immer ein Zeichen geistlicher Resignation. Gerade das erlebte Evangelium weckt Initiativen aus Liebe.

Vielleicht sind wir Pfarrer und Synodale zuerst herausgefordert zu neuer geistlicher Besinnung, zu geistlicher Erweckung dessen, was die Kirche Evangelium genannt hat. Das Evangelium ist ja keine theologische These, sondern stets lebensverändernde Tat unseres Gottes. Und Erneuerung der Kirche fängt immer mit meinem erneuerten Glauben an. Dies halte ich für die Herausforderung an uns.

Und wie sieht der erneuerte Glaube aus? Der schwedische Bischof Bo Giertz schreibt: „Den wahren Glauben – was nicht dasselbe wie ‚Glauben an Gott‘ ist, auch nicht ein Vertrauen darauf, daß ich mich entschieden oder daß ich meine Sünden bekannt und mich gebessert habe, sondern ein Sich-Verlassen ganz allein auf den Erlöser, der sich selbst als Lösegeld für meine verlorene Seele dargebracht hat – diesen Glauben bekomme ich erst, wenn Gott alles Stück um Stück bei mir selbst zusammenbrechen ließ, woran ich von Natur aus lieber als an den Erlöser glauben würde. ... Wenn sich das ganze Vertrauen des Menschen dem Erlöser zuwendet, so geschieht eine Verwandlung in seinem Wesen. Er wird ‚ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebt‘, wie der Kleine Katechismus sagt.“ (Mit der Kirche leben, Erlangen/Fürth 1988, S. 45 und 48).

Es stimmt uns jedenfalls in der altlutherischen Kirche nachdenklich, daß bis auf wenig Ausnahmen fast alle jüngeren Pastoren bei uns angeben, daß sie den entscheidenden Impuls zur Verbindlichkeit des Glaubens und damit auch zum Theologiestudium nicht in unserer Kirche empfangen haben. Das ist uns ein Indiz für offensichtlich mangelnde Prägekraft unserer Kirche. Und es ist die Demütigung, anerkennen zu müssen, daß wir trotz guter Lehrsubstanz nicht erreicht haben, was wir erreichen wollten. Wir sind herausgefordert vom Evangelium, den Glauben zu wecken, der sich öffentlich bekennt.

Die Herausforderung nach der lebensverwandelnden Kraft des unverfügbaren Evangeliums läßt uns mit der alten Kirche beten: „Komm, Heiliger Geist, erfüll die

Herzen deiner Gläubigen und entzünd in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe.“

Zu 2. Herausgefordert – woher? Die Frage nach unserem Erbe

Wir sind heraus-gefordert. Heraus – das erfordert die Rück-Sicht. Von wo werden wir gerufen? Was ist unser Erbe? Was gilt es zu bewahren?

Wir sind eine Mischung kleiner lutherischer Kirchen mit sehr geprägter Geschichte. Was Ihnen in den alten Bundesländern 1972 gelang, ist in der ehemaligen DDR ja nicht geglückt und ich glaube auch nicht, daß sich in absehbarer Zeit daran etwas ändern lassen wird. Die Vereinigung selbstständiger Evangelisch-Lutherischer Freikirchen ist spätestens 1984 gescheitert. Nicht mehr der gemeinsame Blick nach vorn nach der möglichen und größeren Einheit, sondern stärker die Pflege und Restauration des „Erbes der Väter“ war bestimmend geworden. Nun muß das ja nicht automatisch negativ sein. Es könnte darin ja auch eine wesentliche Kurskorrektur für gegenwärtiges Handeln liegen. Es wäre nur zu klären, was denn als „Erbe der Väter“ zu betrachten und zu tradieren ist.

1983 referierte Dr. Ernst Koch, Leipzig, auf einem Konvent der Sächsisch-Thüringischen Diözese Thesen zum Thema „Erwägungen über den Weg einer bekenntnisbestimmten Kirche in der DDR“. Er hat uns damals wegweisend gesagt: „Für die lutherischen Freikirchen wichtig im Blick auf ihren künftigen Weg und ihre ökumenische Verantwortung dürfte die Auseinandersetzung mit den nicht primär konfessionell bedingten Ansätzen ihrer Ursprünge sein.“ Er geht dabei davon aus, daß „die Entstehung lutherischer Freikirchen im 19. Jahrhundert mitbedingt und mitgeprägt durch nicht primär konfessionell bedingte Ansätze“ war (Erweckung, Fundamentalismus).

Mit dem Abstand der Geschichte haben wir heute die Aufgabe, zu differenzieren zwischen primären und sekundären Ursachen, die zur Freikirchenbildung im 19. Jahrhundert in Deutschland geführt haben. Zu tradieren in der Kirche ist ja nicht das „Erbe der Väter“ im Sinne eines Traditionalismus, der alles pflegt und übernimmt, was die bisherige Geschichte uns überkommen ließ. Wir haben differenziert nach dem zu fragen, was unser Proprium aus der Geschichte ist und sicher auch Kritik an der Geschichte zu üben. Als einen Versuch in dieser Richtung bewerte ich die Bemühung der 6. Kirchensynode der SELK, die Geschichte lutherischer Freikirchen im Dritten Reich aufzuarbeiten.

Ich will es an einem Beispiel verdeutlichen: So ist es zwar auch heute verstehbar, daß die „Entstehung der Freikirche in der Provinz Hannover“ unter Theodor Harms mit der zwangsweisen Einführung der neuen Trauformel zusammenhängt. Aber es ist zweifelhaft, ob wir der Begründung von einst heute noch zu folgen imstande sind und die Begründung dieser Entwicklung als Erbe zu tradieren haben. Die neue Trauformel ließ das Wort „ehelich“ aus und erklärte in der Trauhandlung nur noch: „so spreche ich euch zusammen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geists.“ Daraufhin erklärten Theodor Harms und andere, diese Trauformel aus Gewissensgründen nicht gebrauchen zu können, da sie gegen das zweite und das achte Gebot verstoße. In der „Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. Staaten“ von Wöhling heißt es begründend: „Die neue Formel sei deshalb gegen das zweite Gebot, weil an heiliger

Stätte im Namen des dreieinigen Gottes zu nichts zusammengesprochen werde: das sei ein Mißbrauch des Namens Gottes ... Aber auch gegen das achte Gebot verstoße die neue Formel. Denn es solle der Anschein erweckt werden, als sei die neue Formel noch die alte, da ja nur das Wörtlein ‚ehelich‘ fehle. Das sei Heuchelei.“ (S. 90).

Es ist heute neu nötig, nach dem zurückzufragen, was wesentlich zur Entstehung unserer lutherischen Freikirchen geführt hat und unsere Sonderexistenz bis heute nötig macht und rechtfertigt.

Dies ist in doppelter Hinsicht nötig: Einmal nach innen, um unseren Gemeindegliedern heute eine nachvollziehbare Identifikation mit ihrer Kirche zu ermöglichen. Dazu zählt eben auch, was wir als geschichtliches Erbe zu bewahren haben für unsere Zeit. Dies ist aber auch nach außen nötig, um im ökumenischen Dialog mit den anderen Kirchen und der kirchenfremden Öffentlichkeit unsere Sonderstellung glaubwürdig darstellen zu können. Es kann nicht sein, daß wir unsere Existenzberechtigung lediglich aus einer Abgrenzung von den „Mißständen“ der Landeskirchen in Theologie und Praxis beziehen. Wir müssen vielmehr umgedreht positiv beschreiben, was unser unverwechselbares und nötiges Anliegen für das Ganze der Kirche Jesu Christi ist. Dies sollte mit dem Selbstbewußtsein geschehen wie es aus der These eines Synodalreferates unserer 35. Generalsynode spricht: „Die lutherischen Kirchen bilden nicht allein die eine heilige, christliche Kirche. Aber die eine heilige, christliche Kirche ist lutherisch. Das ist Identität und Progressivität der Lutherischen Kirche.“

Damit sind wir zu einer Positionsbeschreibung gefordert. Dies geht nicht unter Absehung unseres geschichtlichen Erbes. Wir haben also in der Aufarbeitung unserer Geschichte nach dem Unverwechselbaren und Nötigen zu fragen, das unsere Sonderexistenz begründet. Und damit bin ich wieder bei dem einen befreienden Evangelium und dem daraus resultierenden Gotteslob.

Das Proprium der lutherischen Freikirchen bildet bis heute einerseits die Bindung an die Heilige Schrift und das lutherische Bekenntnis und andererseits eine vom Evangelium ausgelöste gottesdienstorientierte Frömmigkeit. Diese konfessionelle Eindeutigkeit in konsequenter Schrift- und Bekenntnisbindung geschieht nicht zum Selbstzweck. Sie ist Ausdruck einer Leidenschaft für das eine Evangelium und bemüht sich, es vor Einschränkungen jeder Art zu bewahren.

Es ist in der heutigen kirchlichen Landschaft dringend nötig, eindeutig zu erklären, was wir unter Evangelium verstehen und dazu Menschen einzuladen. Das biblische Evangelium besagt, daß Gott alle Menschen bedingungslos und voraussetzungslos liebt und anzunehmen bereit ist. Die Akzeptanz eines Menschen vor der göttlichen Justiz erfolgt ausschließlich durch die stellvertretende Wiedergutmachung, die Jesus Christus am Kreuz von Golgatha geleistet hat. Neues Leben ist dabei die Folge, niemals die Voraussetzung der Erlösung.

Der schwedische Bischof Bo Giertz wird nicht müde, dies immer wieder in seinen Büchern zu beschreiben: „Zuerst machen wir uns gleichsam selbst an die Schwerarbeit. Wir spüren unsere Sünde auf, wir erkennen sie, wir versuchen sie gutzumachen, wir nehmen uns vor, daß es keinesfalls so weitergehen soll. Dann kommen wir zu Gott, nicht ohne eine gewisse Befriedigung über uns selbst, und

sagen ‚Herr, vergib‘ ... Aber eines Tages führt mich Gott so weit, daß es nicht länger geht ..., daß ich erfahren darf, was wirklich Schuld bedeutet: eine Schuld, bei der ich nur allzudeutlich sehe, daß ich sie nicht bezahlen kann ... Das einzige, was uns in dieser Not helfen kann, ist nämlich eine Aufklärung durch das Evangelium selbst, diese Botschaft Gottes, die mir entgegen allem gesunden Menschenverstand sagt, daß Gott mich mit meiner Sünde dennoch liebt, daß meine Schuld von meinem Herrn Christus gesühnt ist und daß ich an seine völlig unverdiente Liebe glauben soll.“ (a.a.O. S. 41).

Sie merken, vom Evangelium läßt sich im Grunde nicht abstrakt reden. Das Evangelium, das es zu bewahren und weiterzugeben gilt, ist stets eine existentielle Sache. Und diesem Evangelium sind wir zutiefst verpflichtet. Darin liegt unsere Enge und unsere Weite. Zugespitzt kann es deshalb in einem Satz aus einem Synodalreferat unserer letzten Generalsynode heißen: „Und wer immer dieses Evangelium predigt und austeilt, der ist lutherisch, ob er nun zu einer lutherischen Kirche gehört oder nicht.“

Dieses Evangelium ist unsere geschichtliche Verpflichtung. Dies haben wir als lebendiges Erbe zu bewahren. Dies begründet in der Position unsere kirchliche Sonderstellung.

Zu 3. Herausgefordert – wohin? Die Frage nach der Praxis

Wie kann dieses Evangelium, dem wir als lutherische Kirche verpflichtet sind, Gestalt gewinnen in unserer Kirche und in der Welt, in der wir leben? Diese Frage muß uns intensiv beschäftigen, auch über diese Synode hinaus. Ich will hier nur Akzente setzen.

Dem Evangelium erfahrbare Gestalt zu verleihen, kann doch nur heißen, daß wir die Dinge gebrauchen, mit denen Gott sein Evangelium austeilt: Wort und Sakrament.

a) Umgang mit dem Wort

Dies ist zuerst eine Frage nach unserer Verkündigung. Die Gottesdienste sind – jedenfalls bei uns – noch immer die bestbesuchtesten Veranstaltungen in unseren Kirchengemeinden. Was hier gesagt wird und wie es gesagt wird – und ich bin mir wohl der Grenzen der Predigt bewußt –, ist deshalb von großer Bedeutung. Auf Ausbildung und Fortbildung in der Homiletik muß größtes Gewicht gelegt werden.

Es ist erfreulich, wenn von Gästen in unseren Gemeinden immer mal wieder gesagt wird, daß die Predigten in unseren Gemeinden noch etwas sind. Bei uns wird Substanzielles gesagt, und wir haben auch etwas zu sagen.

Aber es ist zugleich auffällig, daß Predigten in unseren Reihen oft so etwas wie eine zeitlose Gültigkeit haben. Das spricht sicher für ihre biblische Substanz. Aber es ist auch eine Tragik. Der „Sitz im Leben“, der Bezug zur momentanen Wirklichkeit und Befindlichkeit der Hörergemeinde ist in der Regel schwach ausgebildet. Ist unsere Leidenschaft für den Hörer zu klein? Was wollen wir?

Gottfried Voigt hatte schon 1960 in einem Aufsatz verlangt: „Die Predigt muß etwas wollen“. Diesen scheinbar selbstverständlichen Satz begründet er: „Wo Gottes Wort verkündigt wird, soll etwas ‚passieren‘. Ob es wirklich passiert, das hat Gott in der Hand. Aber unsere Verkündigung muß es darauf absehen. Für Gott sind Wort und Tat nicht zweierlei. Gott will etwas, also muß die Predigt auch etwas wollen. Sonst wird sie zum verbalen Leerlauf.“

Was will die Predigt? Voigt fährt fort: „Dem Satan Gelände abringen! Vielleicht noch ein wenig drastischer: Menschen aus seinen Klauen lösen!“ (Botschafter des Christus, Berlin 1962, S. 144). Mit anderen Worten: Daß Menschen das Evangelium als Evangelium erfahren.

Dies verlangt zugleich, daß die Predigtaufgabe als wesentliche Aufgabe des Pfarramtsalltages von der Gemeinde und vom Pfarrer angesehen wird. Ihr muß angemessen Raum in der Arbeitswoche des Pfarrers eingeräumt werden.

Natürlich gehört zum Umgang mit dem Wort genauso der lebendige Umgang mit der Bibel in Gemeindegruppen und in den Familien. Das geht im Zuge der Säkularisierung zunehmend verloren. Keine Zeit. Keine Übung. Das „Jahr mit der Bibel“ bietet 1992 gute Möglichkeiten, bewußt Schritte zum Wiederentdecken eines eigenständigen Umgangs mit der Bibel zu gehen.

Wir wissen es alle aus Erfahrung: Was im Gruppengespräch selbst entdeckt werden kann, haftet viel stärker im eigenen Leben, als das, was nur vermittelt wurde. Das Gespräch in der Gruppe kann den eigenen Lernprozeß fördern. Hier kann man Grunderfahrungen machen. Hier wird Gemeinde unter dem Wort erlebbar. Wir brauchen Formen, dies miteinander in Gemeinde und auf Rüstzeiten wieder zu üben. Das fängt für uns vielleicht heute in der Kinderarbeit an, da wir von dem häuslichen Umgang mit der Bibel keineswegs mehr selbstverständlich ausgehen können.

b) Umgang mit den Sakramenten

Vor einiger Zeit las ich in einem bemerkenswerten Buch des römisch-katholischen Bischofs von Aachen, Klaus Hemmerle, folgenden Satz: „Was brauchen die Menschen, was braucht die Menschheit heute besonders? Man erntet Verwunderung, ja Befremden, wenn man auf diese Frage die Antwort gäbe: Liturgie. Und doch trifft diese Antwort tiefer als viele andere.“ (Gerufen und Verschenkt, Leipzig, 1987?) Die Sätze sind mir haften geblieben, weil sie so gar nicht in die modernen Standort- und Aufgabenbeschreibungen der Kirchen zu passen scheinen. Und doch meine ich, hier ist Entscheidendes formuliert.

Liturgie, Gotteslob ist dabei nach meiner Vorstellung immer zu verstehen als die angemessene Antwort auf das „erlittene Evangelium“. Die liturgische Ausrichtung in unserer Kirche ist ja kein Selbstzweck und auch nicht das Hobby einiger Liturgisten. Sie ist richtig verstanden Ausdruck der Kontinuität, in der wir als von Gott Betroffene in der Geschichte stehen. mit der Kirche der Jahrhunderte treten wir ein in die Liturgie des Kosmos und sind bemüht, dem Gotteslob in unserer Zeit angemessene Gestalt zu geben. Die Folge ist wohl stets eine Hochschätzung des Gottesdienstes, und damit auch der Sakramente. Das nicht um ihrer selbst willen, sondern im Wissen: Hier hat sich der unfäßliche Gott inkarniert. Hier ist die Be

gebung mit dem lebendigen Gott eindeutig. Hier kann ich mir der Zusicherung der Gnade Gottes sicher sein. Hier ist Glaube allem subjektiven Zweifel entzogen. Hier schenkt der Ewige sich selbst in Raum und Zeit, indem er sich unbegreiflicherweise an das Wasser der Taufe, an das Brot und den Wein bindet. In den Sakramenten handelt der lebendige Gott. Da wird Evangelium dinghaft konkret.

Leider sind in den Diskussionen unserer Kirchen seit den Tagen ihrer Entstehung gerade die Sakramente mehr zu Orten der Abgrenzung von anderen Kirchen geworden, statt zu Orten des konkreten Evangeliums. Das Abendmahl wurde zu einer Art Bekenntnisakt und einem Ort der Ausgrenzung. Sicher war das nicht die ursprüngliche Absicht, aber es wurde dieser Eindruck geweckt.

In einem Votum in den Gesprächen innerhalb der ELAK ist angesichts der modernen Situation zu bedenken gegeben worden: „Im Angebot des heiligen Abendmahles ist zu bedenken, daß wir nicht mehr konfessionsbestimmten Kirchen gegenüberstehen. Die Zulassung zum Tisch des Herrn hat darum nicht nach Kirchenzugehörigkeit, sondern nach Getauftsein, Annahme der Abendmahlslehre des Kleinen Katechismus, Verlangen nach Vergebung und der Gemeinschaft mit Christus zu erfolgen.“

Hier gilt es, verlorengegangenes Gelände zurückzugewinnen. Das erfordert, daß Gottesdienste und liturgische Formen stärker transparent gemacht werden müssen. Die Entdeckung des Gottesdienstes und der Sakramente bedürfen der Hinführung und des Einübens. Jugendgottesdienste, Familiengottesdienste sind dabei unverzichtbare Bestandteile einer Gemeindegemeinschaft, die zur Liturgie führen will. Das ist auch eine Frage an unsere Konzepte und Zielvorstellungen in der Kinder- und Jugendarbeit.

Woraufhin prägen wir unsere Kinder, unsere Jugendlichen, unsere Gemeinden? Was sehen wir als nötig an? Wo soll sich der geweckte Glaube glaubhaft bekennen? Was eigentlich wollen wir?

c) Verbindliche Bruderschaft

Damit bin ich bei einem Letzten. Ich glaube zutiefst, daß die Herausforderung zum Glauben und Bekennen zuerst eine Herausforderung an uns, die Bruderschaft der Amtsträger der zusammenwachsenden Kirche ist. Nicht weil wir dem Himmel ein Stück näher wären, sondern weil wir in den Augen der Gemeinde, in den Augen der Öffentlichkeit in einer Art Prüfstand stehen. Wir sind der Testfall für die Glaubwürdigkeit dieses einen Evangeliums.

Das mag man bedauern, das mag man ablehnen. Das nützt uns nichts. Wir stehen als Bruderschaft für die Glaubwürdigkeit unseres Anliegens. Man erwartet, denke ich, von uns, daß das Evangelium an uns und unserem Miteinander seine Wirkung getan hat und tut.

Die Frage an uns ist, wie wir es denn halten mit dem befreienden Evangelium, mit dem Umgang mit dem Wort, mit dem Leben mit den Sakramenten, mit Beichte und Absolution, mit menschlicher Kommunikation, mit einem vertrauensvollen und achtungsvollen Miteinander.

In einer These hatten wir in den Diskussionen der alllutherischen Kirche genau dies benannt: „Das Evangelium ist keine theologische These, sondern immer die persönliche Tat unseres Gottes. man kann das Evangelium deshalb nicht nur intellektualisieren, es kann und soll erlebt werden.

Das betrifft das persönliche Leben ebenso wie das gemeinsame Leben unserer Dienstgemeinschaft. Ohne immer neue evangelische Grunderfahrungen werden wir auch nur schlecht 'Zeugen in dieser Sache' sein können. Und umgekehrt: Was wir gehört und gesehen haben, davon werden wir nicht mehr schweigen können.

Die regelmäßige Beichte, der brüderliche Austausch, gemeinsame Rüsttage oder Einkehrtage sollten der Normalfall und nicht ins Belieben des einzelnen gestellt sein.“ Von Bruderschaft kann man nicht bloß theoretisieren. Sie ist miteinander zu leben. Herausgefordert zum gemeinsamen Glauben und Bekennen, das sind wir Pfarrer im besonderen durch unsere Ordination.

Ich schließe mit einem Gebet:

„Jesus, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind anders, weil es dich gibt ... Wie kann ich Gott hineinragen in die Welt, die Welt hineinragen in Gott und Gottes Gegenwart, den Weg bahnen unter uns? ...

Du hast mir dein Wort gegeben. Und in diesem Wort bist du selber. Es ist nicht nur das Wort, das du einmal gesprochen hast, es ist das Wort, das du sprichst, du, der Lebendige. Laß mich so mit ihm leben, daß ich in ihm neu von dir her die Welt, neu aus meiner Welt- und Lebenserfahrung dich sehe und finde, dich Gestalt werden lasse in mir und in dem Feld, das du mir zu bebauen anvertrautest. Und gib, daß wir im Wechselgesang der gegenseitigen Liebe, im Leben aufeinander zugehen und miteinander dein Wort unter uns Gestalt werden lassen, so daß du selbst in unserer Mitte sein kannst und wir der lebendige Leib deines Wortes sind ...

Gib mir, daß immer mehr Augenblicke gelebtes Wort sind, Botschaft, die ich nicht sage, sondern bin, Licht, das ich nicht anderen aufstecke, sondern das mich verbrennt und andere erleuchtet.“ (Gerufen und Verschenkt, S. 68).

Literatur:

Gottfried Voigt, Botschafter des Christus, Berlin, 1962
 Klaus Hemmerle, Gerufen und Verschenkt, Leipzig, 1987
 Bo Giertz, Mit der Kirche leben, Erlangen/Fürth, 1988